

# DAS MAGAZIN



**Und Action!**

Die härteste Stuntfamilie Hollywoods  
kommt aus der Schweiz Seite 12

# Ein paar Flaschen recyceln? Das wird nicht reichen

Unser Autor arbeitet seit über dreissig Jahren im Umweltschutz.  
Seine Lektionen für eine lebenswerte Zukunft.

TEXT ION KARAGOUNIS

ILLUSTRATIONEN WESSEL BAARDA

Es war einmal der Traum von der Harmonie zwischen Mensch und Natur. Auch ich träumte ihn, als ich im Jahr 1994 meine erste Stelle im Umweltschutz antrat. Man sprach davon, dass es bald keine Ämter oder Organisationen für Umweltschutz mehr brauchen würde, weil er in unser Leben und in die Wirtschaft integriert werden. Es war die Rede von Win-win-Lösungen, von denen Umwelt und Wirtschaft gleichermaßen profitierten.

Dreissig Jahre später ist das Gegenteil eingetroffen. Noch selten wurde so erbittert um den Umweltschutz gestritten. Ob bei der Landwirtschaft, beim Wolf, beim Klimaschutz und der Energienutzung oder bei der Einordnung des Klimaurteils von Strassburg: Einen lagerübergreifenden Konsens gibt es nicht, nicht bei der Problemanalyse und schon gar nicht bei der Lösungssuche.

Umweltschutz ist zum Kulturkampf verkommen, und ich frage mich, wie es so weit kommen konnte und wie wir da wieder rauskommen.

Wann genau mein Interesse für die Umwelt geweckt wurde, weiss ich nicht mehr. Ein erstes Indiz war wohl, dass der Briefträger immer mehr dieser Mitgliederzeitschriften brachte, auf deren Titelblättern der Ausstieg aus der Kernenergie oder das Verbot von Pestiziden gefordert wurde.

Sicher ist hingegen, dass ich Anfang 1994 meine erste Stelle bei einer Umwelt-NGO antrat, bei der Schweizerischen Vereinigung für Gewässerschutz und Lufthygiene.

War der Umweltschutz meine Berufung? Es ist banaler: Mich jeden Tag für die Umwelt einzusetzen, war für mich so normal, wie es für andere normal ist, jeden Tag Versicherungen zu verkaufen.

Oft beneideten mich Menschen dafür, dass ich für eine Umweltorganisation arbeitete (und manche ärgerten sich wohl, aber sagten nichts). Viele wiederum entschuldigten oder rechtfertigten sich für ihr

Tun, wenn sie mit mir sprachen. Oft fühlte ich mich geschmeichelt, aber gleichzeitig war es mir peinlich. Ich bin nicht besser als andere Menschen. Am liebsten wäre mir, wenn die Arbeit für den Umweltschutz als etwas Alltägliches begriffen würde. Meist interessant, manchmal anstrengend und öde, aber selbstverständlich und kein Luxus, den man auf die Seite legt, wenn einem anderes gerade wichtiger erscheint.

Davon sind wir leider weit entfernt.

Aber war es früher besser? Vieles lief in den Sechziger- bis Neunzigerjahren wie am Schnürchen. Für die grossen Umweltprobleme der Schweiz hatte man Lösungen gefunden und die Umsetzung schritt voran: Kläranlagen und Kehrlichtverbrennungsanlagen wurden gebaut, Industriebetriebe statteten ihre Abluftkamine mit Filtern aus und reinigten ihr Abwasser, und Mitte der Achtzigerjahre wurde der Katalysator für neue Autos obligatorisch.

Der Wille, zu einem politischen Konsens zu kommen, war ausgeprägt. So wurde das Umweltschutzgesetz, das 1985 in Kraft trat, stark mitgeprägt von der FDP. Und, aus heutiger Sicht kaum zu glauben: Die eidgenössischen Räte nahmen den Verfassungsartikel zum Natur- und Heimatschutz einstimmig an, das Volk sagte 1962 mit 79% Ja, und alle Stände stimmten der Vorlage zu. —>



Doch schon damals wurde gestritten. Zum Beispiel beim Gewässerschutz. Den Anfang machte der Kampf um die Wasserkraftwerke. Bereits in den Fünfzigerjahren gab es Demonstrationen gegen den Bau des Flusskraftwerks bei Rheinau im Kanton Zürich, damals unter dem Motto «An das Schandbrett mit den Heimatschändern». Die Revitalisierung begradigter Gewässer oder die Gewährung von genügend Restwasser unterhalb von Staumauern kamen und kommen selbst heute nur quälend langsam vorwärts. Jahrzehnte alte Gesetze sind erst teilweise umgesetzt und werden von der Politik immer wieder von neuem infrage gestellt und abgeschwächt.

Schnell musste ich lernen: Umweltschutz geniesst dort Akzeptanz, wo sich mit technischen Massnahmen (und viel Geld) Probleme lösen lassen.

Sobald es aber darum geht, auf eine wirtschaftliche Nutzung zu verzichten, auf Wasser für die Energiegewinnung oder auf Land für Landwirtschaft, ist Streit im Haus. So machte der Umweltschutz Fortschritte und verlor gleichzeitig an Terrain.

Sinnbildlich dafür stehen die Jahre 1979, 1984, 1990, 2003, 2016 und 2017. Wissen Sie, was in diesen Jahren geschah? Die Schweizer Bevölkerung stimmte darüber ab, ob sie weiterhin auf Kernenergie setzen will oder nicht. Viermal war sie dafür, einmal gabs ein Moratorium für zehn Jahre und einmal war sie dagegen. Ob man für oder gegen Kernenergie ist: Immer wieder über dasselbe zu diskutieren und abzustimmen, ernüchterte mich.

Doch ungeachtet der immer gleichen Diskussionen spielen sich Entwicklungen ab, die sich langfristig positiv auf die Umwelt auswirken werden und von Dauer sein dürften. Die Preise für Fotovoltaikanlagen sind seit 2006 um rund achtzig Prozent gefallen, diejenigen für Lithium-Ionen-Batterien, die unter anderem in Elektromobilen zum Einsatz kommen, seit 2013 sogar um rund neunzig Prozent. Zwei wichtige Wegmarken kamen 2024 hinzu: Grossbritannien ist aus der Kohlenenergie ausgestiegen, und im Juli wurden in China erstmals mehr elektrische Fahrzeuge zugelassen als fossil betriebene.

Hinzu kommt ein Trend, der schon mehrere Jahrzehnte anhält: Das Angebot an Aus- und Weiterbildungen im Umweltbereich wird immer grösser. Vor vierzig Jahren habe ich Geophysik studiert. «Warum nicht Umweltnaturwissenschaften?», werde ich gefragt. Weil es das damals gar nicht gab! Heute stehen Dutzende von Studiengängen mit Umweltbezug zur Wahl, und es wächst eine Generation heran, die ein Verständnis für den Schutz unserer Lebensgrundlagen mitbringt und es in die Wirtschaft trägt. Die Entwicklung geht dabei über die Naturwissenschaften hinaus, sie erfasste insbesondere die betriebswirtschaftlichen Studiengänge und Managementlehrgänge (nur in der volkswirtschaftlichen Lehre meint man, weiterhin mit alten Rezepten Lösungen für neue Herausforderungen finden zu können).

Was mich bei meiner Arbeit für den Umweltschutz antrieb, war nicht das Alltägliche – ist die Biotomate aus Spanien besser oder die konventionell produzierte aus der Schweiz? –, sondern das Grundlegende: Wie können wir allen Menschen eine lebenswerte Existenz ermöglichen? Reisen nach China und Madagaskar, wo ich während einiger Jahre für WWF-Programme verantwortlich war, öffneten mir die Augen. Ich erlebte, wie verheerend sich ein schlechter Umweltzustand auf die Gesundheit und Entwicklungsmöglichkeiten der Menschen auswirkt.

2010 war ich sechs Wochen in Peking und sah zwei- oder dreimal die Sonne. Den Rest der Zeit verbrachte ich bei 30 bis 35 Grad Aussentemperatur unter einer Smogdecke. Das wirkt sich auf die Lebenserwartung aus: Menschen, die in Städten mit besonders starker Luftverschmutzung leben, sterben bis zu sechs Jahre früher. Immerhin: Gerade China zeigt, dass das Rennen nicht verloren ist. Die Smog-situation hat sich massiv verbessert. 2020, wenige Tage vor dem Lockdown, war ich zuletzt in China und stieg auf den duftenden Berg im Westen Pekings. Von dort aus konnte ich den rund fünfzehn Kilometer weit entfernten Fernsehturm sehen. Einige Jahre früher wäre das nicht möglich gewesen.

In Madagaskar zeichnet sich keine Trendwende ab. In keinem anderen Land war ich je so direkt mit Armut und Hunger konfrontiert. In ihrer Not vernichten die Menschen ihre letzten natürlichen Ressourcen – Wälder, Landwirtschaftsland, Mangroven und Fischgründe. Ein Mangel an Wissen, Fertigkeiten und Startkapital verhindert, dass die Ressourcen effizienter und damit schonender genutzt werden. Dass auch ausländische Firmen erheblich zur Zerstörung beitragen, verschlimmert die Sache noch.

### **Am Fundament rütteln**

Die Erfahrungen in China und Madagaskar machen mich ratlos: Wie kann es sein, dass wir uns in der Schweiz so unversöhnlich gegenüberstehen in der Umweltdiskussion? Hier, wo die Voraussetzungen optimal wären, um den Umweltschutz weiterzuentwickeln und auf neue Herausforderungen zu reagieren. Wieso ist man heute nur noch dafür oder dagegen und nicht mehr bereit, gemeinsam akzeptable Lösungen zu suchen?

Die Gründe sind meist schnell benannt: die zunehmende Polarisierung in der Politik, in den Medien und in der Gesellschaft, befeuert durch das Dauerbashing in den sozialen Medien. Das wird bestimmt so sein. Aber liegt es nicht auch am Umweltschutz selbst? Die Herausforderungen haben sich massiv gewandelt. Ende des letzten Jahrhunderts ging es um lokale Probleme, die sich meist mit technischen Massnahmen lösen liessen. Heute stehen wir mit dem Klimawandel und dem Verlust der Artenvielfalt vor einer globalen Herausforderung. Sie rütteln am Fundament unserer Gesellschaft, sie stellen unsere

Errungenschaften und unseren Lebensstil infrage. Nicht nur im globalen Süden, sondern auch bei uns. Wir können nicht mehr davon ausgehen, dass alles immer gut bleiben und es unseren Kindern noch besser gehen wird als uns selbst. Das macht vielen Menschen Angst.

Einfache Lösungen gibt es nicht, und es braucht mehr als technische Ansätze: Gemeinsinn, Rücksichtnahme, gegenseitiges Verständnis, Zusammenarbeit über Grenzen hinweg und Solidarität mit den Schwächeren. An alledem fehlt es zurzeit. Das Konkurrenzdenken, das Leugnen unangenehmer Tatsachen, aber auch die Ausgrenzung nicht genehmer Meinungen erschweren es, sachgerecht auf die Bedrohungen zu reagieren.

## Der Kampf gegen den Klimawandel ist ein Kampf für ein würdiges Leben im Hier und Jetzt.

Ich habe keine Mühe damit, wenn jemand andere Lösungen bevorzugt, als ich es tue. Meist braucht es ohnehin verschiedene Ansätze. Ich kann nachvollziehen, wenn sich jemand nicht für Umweltschutz interessiert, ich kann ja auch wenig anfangen mit Operaufführungen oder mit Agility-Trainings für Hunde. Womit ich aber Mühe habe: Wenn man wissenschaftliche Erkenntnisse leugnet. Wenn jemandem die Umwelt egal ist und er keinen Bock darauf hat, freiwillig seinen persönlichen Beitrag zu leisten, dann ist das sein gutes Recht, solange er sich an die geltenden Vorschriften hält. Aber man soll bitte ehrlich sein und das so sagen – und nicht frei erfundene Theorien verbreiten.

Lange hatte ich die entscheidende Frage ignoriert, irgendwann konnte ich sie nicht mehr verdrängen: Lohnt es sich überhaupt, sich für die Umwelt einzusetzen? Der Geophysiker in mir forderte mehr Gelassenheit gegenüber den aktuellen Entwicklungen, gewöhnt daran, nicht in Jahren oder Jahrzehnten zu denken, sondern in Tausenden oder gar Millionen von Jahren. Was soll die Aufregung um den Klimawandel? In fünf Milliarden Jahren wird die Erde ohnehin verglühen.

Doch käme es irgendjemandem in den Sinn, angesichts dieser Aussichten nicht mehr an neuen Krebsmedikamenten, am ewigen Leben oder an

schnelleren Computerchips zu forschen? Genau darum ist es für mich keine Option, den Kampf für den Umweltschutz und gegen den Klimawandel aufzugeben. Es geht nicht darum, was in zehntausend Jahren sein wird. Es geht auch nicht nur darum, was mit der Natur sein wird in einer Welt, die zwei oder drei Grad wärmer ist.

Es geht um uns Menschen, unsere Gesundheit, unseren Lebensraum und unsere wirtschaftlichen Grundlagen, die auf dem Spiel stehen – in Indien, wo die Hitze viele Gebiete unbewohnbar machen wird, in New York, das im Meer ertrinken wird, oder in den Schweizer Alpen, wo Dörfer unter Geröll- und Schuttmassen verschwinden werden. Der Kampf gegen den Klimawandel ist ein Kampf für ein würdiges Leben für alle Menschen im Hier und Jetzt.

### Alarmismus und Aktivismus

Kürzlich las ich ein Zitat von Dag Hammarskjöld, dem Generalsekretär der Uno in den Fünfzigerjahren: Die Vereinten Nationen «wurden nicht geschaffen, um die Menschheit in den Himmel zu bringen, sondern um sie vor der Hölle zu bewahren».

Genau deshalb engagiere ich mich seit dreissig Jahren für den Umweltschutz. In dieser Zeit habe ich das getan, was ich am besten kann: Organisationen geführt, Veranstaltungen geplant und moderiert, Vorträge gehalten und Texte geschrieben.

Trotzdem frage ich mich: Habe ich genug getan? Und vor allem: Hätte ich etwas anderes tun sollen? Mehr verhandeln? Mehr lobbyieren? Öfter raus auf die Strasse?

Ich bewundere diejenigen, die sich nicht vor direkten Konfrontationen scheuen. Diejenigen, die sich in politischen Verhandlungen aufreiben, sei es in Bundesbern, sei es an einer internationalen Klimakonferenz. Ich zolle denjenigen Respekt, die sich auf die Strasse kleben, selbst wenn – oder gerade weil – sie auf Widerspruch stossen und diesen aushalten. Am meisten beeindruckt mich diejenigen, die gar ihr Leben riskieren, in Kolumbien, Brasilien oder Honduras, wo Umweltschützer immer wieder mal aus dem Weg geräumt werden.

Sorge zur Umwelt zu tragen, ist anstrengend. Win-win bleibt im Alltag die Ausnahme. Sofortgewinne gibt es wenige, Umweltschutz ist eine Investition, die erst in Jahren oder Jahrzehnten ihre Rendite abwerfen wird. Umweltschutz einzufordern, darauf zu pochen, immer wieder, macht wenig Freude und schon gar keine Freunde. Gerade deshalb braucht es Alarmismus, Aktivismus und Radikalität. Selbst wenn es nervt und manchmal kontraproduktiv wirkt. So kommt aufs Tapet, was diskutiert werden muss, denn da wartet eine Aufgabe auf uns, die grösser ist als Corona, Russland und Trump 2.0 zusammen.

Wir sind gut darin, viele Dinge bis ins Detail aus-zudiskutieren: Gehört Kunststoff in den Abfall oder separat gesammelt? Helfen uns AKW bei der Be-



kämpfung der Klimakrise oder nicht? Sollen wir erneuerbare Energieträger subventionieren oder nicht? Sind Verbote besser als marktwirtschaftliche Instrumente oder ist es eher umgekehrt?

Um die wichtigste Frage überhaupt machen wir hingegen gerne einen Bogen: Wie gestalten wir unsere Zukunft in einer Welt, in der die Menschen immer mehr wollen und in der die Ressourcen und Aufnahmefähigkeit der Natur begrenzt sind? Kategorische Imperative wie «die Wirtschaft muss immer wachsen» oder «wir brauchen mehr Energie, und zwar möglichst billig» verhindern jede Diskussion, die zum Kern des Problems vorstossen würde.

Man braucht nicht Physik studiert zu haben, um zu wissen, dass eine grenzenlose Steigerung des Verbrauchs von Ressourcen in einer endlichen Welt nicht möglich ist. Es ist ziemlich genau bekannt, wie viele Ressourcen und Güter für jeden von uns langfristig bleiben werden. Im Vergleich zu heute sind es erschreckend wenig – noch halb so viel Energie wie heute, ein Drittel so viel Wasser, ein Sechstel so viele neue Kleider und Schuhe pro Jahr, noch ein Drittel so viel Fläche zum Wohnen.

Gerne entschuldigen wir unser zögerliches Vorgehen mit der Aussage: «Wir wissen ohnehin nicht, was die Zukunft bringen wird.» Das ist falsch. Denn auf die Natur ist Verlass. Wir wissen unterdessen sehr genau, wie sie reagieren wird, wenn die CO<sub>2</sub>-Emissionen hoch bleiben und die Temperaturen weiter steigen: mehr Starkregen, mehr Stürme, mehr Dürren und steigende Meeresspiegel. Wir wissen, was passieren wird, wenn wir weiterhin riesige Waldflächen vernichten und wenn wir die Meere leerfischen: Unsere Nahrungsgrundlage verschwindet.

Werden wir die Klimakrise in den Griff kriegen? Leider gehöre ich nicht zu den Menschen, die mit grenzenlosem Optimismus ausgestattet sind. Meist fällt meine Antwort ausweichend aus: Wir haben das Wissen, wir kennen die Möglichkeiten. Ob wir die Chance nutzen werden, ist eine andere Frage.

Was mich zweifeln lässt:

- das Verharmlosen oder Leugnen von Fakten
- der Glaube an einfache und bequeme Lösungen
- die Daten, zum Beispiel die weiterhin steigenden CO<sub>2</sub>-Emissionen
- die Zustimmung im Grundsätzlichen und die Ablehnung, wenn es konkret wird
- die Sehnsucht, es möge alles wieder so sein, wie es früher war

Was mich hoffen lässt:

- die vielen (jungen) Menschen, die sich für unsere Umwelt engagieren
- die Zahlen, zum Beispiel die sinkenden Preise bei der Fotovoltaik und den Batterien
- die Anpassungsfähigkeit des Menschen, wenn es wirklich brennt
- selbst wenn es zynisch tönt: der wachsende Leidensdruck (überflutete Keller, abgebrannte Häuser, verschüttete Verkehrswege)
- der Gestaltungswille des Menschen

Wer wie ich zu Pessimismus neigt, sollte nicht vergessen: Es macht krank, immer das schlimmstmögliche Szenario vor Augen zu haben, ständig nachzugrübeln, sich in der Endlosschleife des drohenden Niedergangs zu drehen. Optimismus, Spontaneität und Kreativität sind die Eigenschaften, die uns Menschen weitergebracht haben. Immer wieder neu Hoffnung zu schöpfen, selbst wenn die Ausgangslage, nüchtern betrachtet, wenig vorteilhaft sein mag. Das gilt nicht nur für die Entwicklung neuer Medikamente oder für neue Anwendungen der Künstlichen Intelligenz, sondern auch für die Abwehr der Klimakrise. DM

ION KARAGOUNIS war Gründer und bis Ende 2012 Geschäftsleiter der Stiftung Praktischer Umweltschutz Schweiz Pusch. Anschliessend arbeitete er bis Ende 2024 beim WWF Schweiz, zuerst als Leiter des Umweltprogramms, dann als Verantwortlicher für Zukunftsfragen. Er schreibt regelmässig über Umweltfragen.  
info@karagounis.ch

## HOLLYWOOD GRÜSST GOSSAU, KLIMAKRISE

Liebe Leserinnen und Leser,

zuerst ein Hinweis an die Jüngeren: Vor langer Zeit gab es ein Medium namens Fernsehen, und dieses übte auf Kinder und Jugendliche eine grosse Faszination aus, obschon TV-Skeptiker vor Augenschäden und Massenverblödung warnten. Mit den Eltern gab es ständig Diskussionen, wie lange man schauen durfte und was. In der Innenstadt sowie in den Wohnquartieren standen zudem jede Menge Kinos. Diese beiden Einrichtungen – TV und Kino – waren die Säulen der Unterhaltungsindustrie. Sie lieferten Bilder und Geschichten aus der grossen, unbekannteren Welt.

Und jetzt erfahre ich, dass meine Lieblingsserie als Bub – «Bonanza» – gewissermassen in Schweizer Hand war? Ebenso zahlreiche Klassiker des Hollywoodkinos – «Joan of Arc» mit Ingrid Bergman, «Spartacus» von Stanley Kubrick, «Blade Runner» u. v. m.? Und zwar in der Hand *einer* Schweizer Familie? Einer Familie aus Gossau SG, aus deren Mitte vor hundert Jahren ein Hans nach Amerika aufbrach, sich alsbald John nannte, eine Einheimische ehelichte, mit ihr sechs Kinder zeugte, die – wie John selbst und heute auch seine Enkelinnen und Enkel – in Hollywood als Stuntmen und Stuntwomen von Pferden fallen, aus brennenden Häusern springen oder sich an Fluggeräte klammernd durch die Lüfte schwingen? Die unglaubliche, aber wahre, auf jeden Fall filmreife Geschichte der Familie Epper lesen Sie ab *Seite 12*.

Der Klimawandel ist ein bisschen aus den Medien verschwunden. Aber leider nicht aus der Welt. Bemerkenswert ist dabei, wie ausgerechnet Publizisten und Politiker, die sich etwas auf ihre Rationalität einbilden – Fakten vor Emotionen! Keine Hysterie! –, vor genau diesen ad nauseam vorhandenen Zahlen, Daten und Fakten die Augen verschliessen und das Problem Nummer eins der Menschheit kleinreden und gesundbeten. Wir möchten etwas gegensteuern, heute mit einem Essay von Ion Karagounis, der sich seit Jahrzehnten in diversen Funktionen mit Fragen des Umwelt- und Klimaschutzes befasst. (*Seite 22*)

Ich wünsche Ihnen ein schönes Wochenende,

**BRUNO ZIAUDDIN**



Der heldenhafte Gary Cooper in «The Westerner», 1940. John Epper war sein Stuntdouble.

- 12 Wie der Gossauer Hans Epper eine Stuntdynastie begründete und Gary Coopers Freund wurde. VON **ROLAND SCHÄFLI**
- 22 Ich arbeite seit drei Jahrzehnten im Umweltschutz. Die Zeit für zögerliches Vorgehen ist vorbei. VON **ION KARAGOUNIS**
- 6 **PHILIPP LOSER** «Verkehrsorientierte» Strassen
- 6 **KALTËRINA LATIFI** Haut, Huut, Huet?
- 7 **WAS WIR LESEN** Boots
- 8 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** Nichtstreben nach Erfolg
- 10 **MONATSGESPRÄCH** Caroline Wahl ist Djokovic-Fan
- 21 **GSELLA** Brummbrumm
- 28 **CHRISTIAN SEILER** Melancholische Ente
- 30 **EIN TAG IM LEBEN** einer feministischen Sommelière
- 31 **TRUDY MÜLLER-BOSSHARD** Rätsel N°38